

Abend-



Zeitung.

Vierunddreißigster Jahrgang.

2.

Donnerstag, am 10. Januar 1850.

Russische Pfingsten.

Der Ursprung der Pfingstspiele läßt sich nicht bestimmen. Der größte Theil der Gebräuche verliert sich ins graue Alterthum, und dient in der Gegenwart nur als Gegenstand der Belustigung, wie das Binden der Kränze und das Werfen derselben aufs Wasser, das Schmücken der Häuser mit Blumen, Kränzen und grünen Zweigen. Möglich, daß diese Gebräuche den Alten abgelernt wurden, die damit einen tiefen Sinn verbanden, wo der Delzweig den Frieden, der Lorbeer den Sieg, der Eichenzweig den Ruhm bedeutete. Wahrscheinlicher aber ist es, daß die Slaven den Juden diese Sitte nachahmten, welche zur Erinnerung an die auf dem Berge Sinai durch Moses Vermittelung von Gott erhaltenen Gebote am Pfingstfeste Häuser und Tempel mit grünen Zweigen und Blumen schmücken.

In Litthauen und Polen schmückt man an Pfingsten Kirchen, Paläste und Hütten mit grünen Bäumen, Blumen und Kräutern, selbst die Sessel, Bettstätten, die Fenster und die Thüren erhalten diesen grünen Schmuck. Dasselbe geschieht in allen Theilen Rußlands, wo noch

Hirten singend die Felder umreiten, weil dadurch Dürre und Unwetter abgewendet wird.

Bis zum siebzehnten Jahrhunderte war in Rußland der Pfingsttag der festgesetzte Termin zum Abtragen der Steuern und Abgaben, zur Endentscheidung streitiger Fälle, zum Abschlusse von Kauf- und Verkaufverträgen und zu neuen gemeinschaftlichen Bestimmungen in Gemeindeangelegenheiten. Im Alterthume wurden am Pfingstsamstage heidnische Ceremonien vollzogen. Männer und Frauen versammelten sich auf den Gräbern und klagten und heulten. Kaum aber erschallten die Löhne der Pfeifer und die Stimme der Lustigmacher, so hörte das Weinen auf, und Alles sprang und tanzte auf den Gräbern. Die Pfingstwoche heißt auch die grüne Woche und mit ihr beschließt man die Frühlingsfeste. Am zweiten Pfingsttage werden in den Birkenwäldern Kränze geflochten und unter Gesang auf die Bäume gehängt, von denen, wie es heißt, die Russalki (Wassernixen) abfallen. Zum Zeichen der Freundschaft wechseln die Mädchen Ringe miteinander, dann setzt sich die älteste Jungfrau auf die Erde, man wirft ein Tuch auf sie und bindet sie an einen Pfahl, den die Andern Hand in Hand singend umspringen. Doch

plötzlich erhebt sich die Jungfrau, macht einen hohen Sprung und schlägt die sie im Kreise Umgebenden auf die Hände, was ein allgemeines Gelächter hervorbringt. Zum Schlusse bewirthen die jungen Männer Alle mit Branntwein und der Tanz wird allgemein.

Am nächsten Sonntage beginnt man aus den Kränzen das Schicksal und die Lebensdauer der Aeltern, Schwestern, Brüder, des Mannes, der Kinder und vor Allem des Zukünftigen zu prophezeien, worauf die Kränze auseinander genommen werden. Wessen Kranz nicht verwelkte, der wird lange leben. Doch selbst wenn der Kranz welk geworden, bleibt noch eine Hoffnung, die welken Kränze werden ins Wasser geworfen und schwimmen sie, so ist es ein sicheres Zeichen langen Lebens, sinken sie unter, so ist der Tod noch in diesem Jahre unvermeidlich. Beim Auflösen der Kränze singen sie:

Pfingsten wir Kränze flochten,

Lösen nun wieder sie auf.

Dazu wir Eier kochten,

Tranken auch wacker darauf.

Dann wechseln die Jungfrauen wieder die Ringe und führen Tänze auf. Die ganze grüne Woche hindurch wird nicht gearbeitet, aus Furcht vor dem letzten Gerichte, das am Pfingsttage erwartet wird, und um nicht die Russalki zu erzürnen, weil sonst das Vieh mit schiefen Köpfen und krummen Beinen geboren wird.

In Kleinrußland werden die Kränze von den Landmädchen besonders geschmackvoll aus wohlriechenden Lieblingsblumen, als: Maiblümchen, Kornblumen, Vergifmeinnicht, Veilchen und andern geflochten. Mit ihnen geschmückt kehren sie dann singend nach Hause zurück. Die Mädchen fragen am Pfingsttage auch beim Kuckuck an, ob sie noch lange im älterlichen Hause bleiben, das heißt, ob sie bald heirathen. Wie viele Male er Kucku ruft, so viele Jahre müssen sie noch ihren Zukünftigen erwarten. Die Pfingstwoche wird in Kleinrußland am Anmuthigsten gefeiert. Wo man hinblickt, ist alles in Grün gekleidet. An den Schwellen der Hütten sind grünende Bäume aufgepflanzt, die Thüren und Fenster, selbst die Balken sind mit Zweigen geschmückt. Tritt man in das weiße, reinliche

Stübchen, findet man auch dort wohlriechendes Grün. Ein grünender Ahornbaum umschattet den mit einem weißen Tuche bedeckten Tisch, auf welchem Brot und Salz nach alter Sitte liegt. Die Heiligenbilder sind mit Flieder und Nelken geschmückt, eben so die Wände und die Zimmerdecke; auf dem Fußboden sind Gras und Blätter gestreuet, Vermuth liegt auf den Fenstern, um Hexerei fern zu halten. In großen Gläsern und Krügen, die auf dem Haupttische und den Fenstern stehen, prangen Sträuße von Päonien, Lilien, Veilchen, Rainfarn, Stabwurz und dergleichen mehr. Unter den Heiligenbildern brennt eine Lampe oder ein kleines Wachslicht, dessen trübes Licht, kaum durch die balsamischen Pflanzen dringend, dem Herzen Freude und Andacht einflößt. Die Bewohner kleiden sich, nachdem der Ofen geheizt worden und Alles in Ordnung gebracht ist, festlich an, setzen sich dann auf die Bänke, ruhig, die Hände in den Schooß gelegt, mit reiner Gottesfurcht den Ruf zur Kirche erwartend. Die Glocke ertönt, Alle stehen auf und bekreuzen sich. Es hat zum dritten Male geläutet, das Volk kömmt in Bewegung und Alles strömt in die Gotteshallen. Es blenden die Weiße der Frauenkleider, die bunten Gürtel, es funkeln die Goldmünzen auf den sonnverbrannten Nacken, es glänzen die farbigen Halschnüre, es wehen im Winde die mannigfachen Bänder, in die Zöpfe der Jungfrauen geflochten, deren Köpfe noch außer den Bändern mit Blumen geschmückt sind. In der Hand hat jede noch einen Vermuthzweig. Die Bursche in schwarzen und grauen Kastanen, ihre rothen, blauen oder weißen Gürtel knapp um den Leib gespannt, in schwarzen und grauen Pelzmützen, schreiten ernst und heiter einher. Alle ziehen vor den älteren Leuten die Mützen und wünschen einen guten Morgen und Glück zum heiligen Feiertage. Die Alten nähern sich, reinlich und anständig, aber ohne Eleganz gekleidet, mit gemessenen Schritten der Kirche, die Gottesfurcht ist in ihren Augen, auf dem Gesichte zu lesen. Die alten Frauen in weißen, langen Ueberröcken und in weißen um den Kopf gewickelten Tüchern, gehen langsam, den Kindern und Enkeln zum Beispiele dienend. Nach der Messe erhebt sich

ein freudiges Geräusch und Geflüster. Im Dorfe ist eine lange von oben bis unten mit grünen Zweigen und Blumen umwundene Stange aufgestellt, und um diese sind Ahornbäume, Linden und Birken gepflanzt. Hierher strömen die lustigen Volksmassen, es erschallen Gesänge, es beginnen die Tänze und der Reigen, fern und nah klingt die unermüdlche Balataika (eine Art Guitarre). Der Jubel dauert bis in die finstere Nacht. Am zweiten Pfingsttage gehen die Mädchen in aller Früh zum Flusse baden. Jedes hat einen Kranz auf dem Kopfe und Vermuth in der Hand, und damit tauchen sie auch unter. Die Kränze fallen nun ins Wasser, die Jungfrauen folgen ihnen mit den Augen. Wessen Kranz zuerst ans Ufer schwimmt, die heirathet am ehesten, und so eine nach der andern, je nach der Reihenfolge der Kränze. Wenn aber der Kranz sich auf einem Orte hin- und herschaukelt und nicht weiter schwimmt, so heirathet die Eigenthümerin nie, sinkt er unter, so stirbt sie bald.

Das Tragen des Vermuths beruht auf einer Sage, an deren Wahrheit kein Kleinrusse zweifelt. Die grüne Woche ist, wie wir schon wissen, die Ferienzeit der Mawki oder Malki, dieser ungetauft gestorbenen Kinder, die in Flüssen und Seen mit den Nixen wohnen. Sie kitzeln die Menschen zu Tode, wagen aber nicht nahe zu kommen, wenn man Vermuth bei sich hat. Darum wird er auch zu Pfingsten überall ausgestreut. Es geht sogar die Sage, daß ein junger Bursche am Pfingsttage gegen Abend auf einem Grabe sechs Fräulein gesehen, wie Prinzessinnen gepußt. Auch waren sie so schön, wie man auf Erden keine sieht. Sie lockten ihn, und als er näher trat, schrien sie: „Meine Seele ist ein Strohwiß, meine Mutter hat mich geboren und ungetauft begraben.“ Zum Glück hatte er Vermuth in der Tasche, sonst hätten die Mawki ihn zu Tode gekitzelt.

Auch die jungen Bursche und selbst ältere Männer wollen die Zukunft erfahren und lassen Kränze auf dem Wasser schwimmen und ein schlechter Erfolg macht auf die ganze Familie einen traurigen Eindruck. Nach diesem ernstesten Acte beginnt wieder die frühere Lustigkeit, die

Mädchen und jungen Bursche gehen in den nahen Wald, singen und springen, bewirthen einander und führen Reigentänze auf. Der Feldherr Suwaroff liebte es, Pfingsten in einem Birkenwäldchen zu feiern, unter dem Schatten der Bäume mit seinen Gästen zu speisen und nach Tische mit den Dorfmädchen und seinen Soldaten zu singen und an ihren Spielen Theil zu nehmen.

Im Kaluger Gouvernement herrscht die Sitte, daß wenn ein Bursche ein Mädchen zu heirathen wünscht, er zu Pfingsten ihren Kranz aus dem Wasser ziehen muß. Im Kasaner Gouvernement wird einen Tag vor Pfingsten vom Geistlichen auf den Saatsfeldern Messe gelesen, und darauf Felder und Vieh mit geweihtem Wasser besprengt; Tanz und Gesang machen den Beschluß. An manchen Orten wählen die Mädchen die geräumigste Hütte, die rein gewaschen und herausgepußt wird. Dann legen sie zusammen und kaufen Bier und Süßigkeiten. Am Pfingsttage ziehen sie nun ihre schönsten Sarafane an, begeben sich in den Wald, flechten dort Kränze und bringen dann mit Gesang eine mit Bändern geschmückte junge Birke in die von ihnen erwählte Hütte. Hierher strömen nun die Gäste zusammen, es wird gesungen, getanzt, geschmaust, drei Tage hinter einander, die Mädchen suchen ihre Zukunft zu erfahren oder schaffen sie sich selbst, denn es fehlt nicht an tüchtigen Burschen, die zur Erheiterung des Festes nicht wenig beitragen. Die Jugend jubelt und frohlockt, die Väter und Mütter sitzen ruhig dabei und leben ihre Vergangenheit in der Erinnerung durch. Es fehlt auch zu Pfingsten nicht an der Lieblingsunterhaltung der russischen Landleute, Schaukeln aller Art, in denen Bursche und Mädchen sich in die schwindelerregendste Höhe erheben, während die Zuschauer diese Belustigung mit Gesang begleiten. Die Hausirer schlagen auch an solchen Tagen ihre Zelte auf, die mit Lebzelten, Nüssen, Früchten aller Art und verschiedenen Getränken, unter denen der Thee und der Branntwein die Hauptrollen spielen, überfüllt sind. Im Simbirer Gouvernement ist die eigenthümliche Belustigung im Gebrauche, daß die Jungfrauen

eine aus ihrer Mitte auf ein Bret legen, zum Wasser tragen, und ins Wasser werfen. Dann stürzen sie alle nach, baden, singen und treiben allerlei Scherze dabei. Dann wird aus Bast eine Trommel verfertigt, und unter Paukenschall und lustigem Gesange begeben sie sich ins Dorf, wo erst die Reigentänze beginnen. An andern Orten wird wieder eine junge Birke mit Bändern geschmückt, und um sie herumgetanzt. Ueberall aber werden für diese Tage aller Art Kuchen und andere Speisen bereitet, die immer in Gesellschaft verzehrt werden. Das ganze Dorf bildet immer eine Familie.

Nun kommt der letzte Tag der grünen Woche, und es wird von ihr und vom Frühlinge überhaupt Abschied genommen. Jetzt tritt die schwere Arbeit wieder in ihr Recht, es wird gemäht, geerntet, gedroschen. Es liegt also eine gewisse Wehmuth in dem Abschiede vom Frühlinge, wobei der Muthwille jedoch nicht fehlen darf. So werden Kinder als Pferde von Mädchen geführt, die als Soldaten gekleidet sind, und die übrigen Mädchen und Bursche begleiten sie, traurige Lieder singend, zum Dorfe hinaus, wo zärtlich Abschied genommen wird. Es ist also der Frühling, der als Kind und Jungfrau Feld und Wald durchzogen und nun als Roß und Reiter des Lebens harte Mühe übernimmt. Auch werden am letzten Tage die Gräber besucht und mit Blumen bestreut. An manchen Orten ist der Abschied vom Frühlinge in Form der Trennung der Braut von ihrer Heimath vor der Hochzeit. Da wird ein junger Bursche und ein bekümmertes Mädchen in die Mitte des Reigens gestellt, Lieder gesungen, die den Schmerz der Jungfrau über den Verlust ihrer Freiheit ausdrücken und zuletzt ihr der Zopf nach alter Sitte auseinandergeflochten, da sie ihn nach der Hochzeit nicht mehr tragen darf.

Der Aberglaube hat auch dafür gesorgt, daß auf einer andern Seite die Lust nicht zum Uebermuth ausarte. Unweit Tula findet man einen Haufen Steine in der Form eines Kreises. Man sagt, daß es tanzende Mädchen waren, die zur Strafe für ihre bacchanalischen Tänze von dem göttlichen Grimme während des

Reigens in Steine verwandelt wurden. Auch der fromme Glaube sucht die heiligen Festtage zu benützen. Schon in alter Zeit ging man zu Pfingsten in die geweihten Haine, die Rinde von den Birken, Linden und Eichen zu lösen, um damit Wunden zu heilen. Manche verschafften sich Feuer durch das Reiben zweier Holzstücke eines geweihten Baumes und bewahrten es das ganze Jahr. Andere hüteten ein an diesem Tage aufgefundenes faules Stück Holz als Präservativmittel gegen jede Anstrengung. Kreuzschmerzen heilte man, daß man sich an Pfingsten im geweihten Haine den Rücken mit Füßen treten ließ*).

In Petersburg hat sich bis zur Stunde eine eigenthümliche Sitte erhalten, die Brautschau im Sommergarten am zweiten Pfingsttage. Alles strömt da gegen vier Uhr Nachmittags zusammen, um dem Schauspiele zuzusehen und sich selbst zu zeigen. An vielen Ecken des Gartens sind Musikbanden aufgestellt und eine Unzahl gepuzter Mädchen spazieren in der Hauptallee auf und ab. Eigentlich ist diese Brautschau nur für Kaufmannstöchter, doch nimmt selbst die höhere Gesellschaft daran Theil. Besonders sind aber die Kaufmannstöchter und Bürgermädchen mit reicher Pracht gekleidet, manche mit Perlen und Diamanten schwer beladen, die größtentheils ausgeliehen haben. Die jungen Leute stehen an den Seiten, betrachten die vor ihnen hinwandelnden Schönen und erklären dann ihre Wahl den sie umringenden Brautwerbern, die sich einen Kuppelpelz erarbeiten wollen. Es ist eine orientalische Sitte, die durch die Abschließung des Weibes entstanden, von den Tataren nach Rußland gebracht wurde, und sich in allen Theilen Rußlands erhalten. Ueberall findet man Brautwerber, alte Weiber, die es als Handwerk betrachten, beiden Parteien zuzureden und die Mitgift wie die Brautgeschenke auszuhandeln. Manchmal bringt die Brautschau auch manche unglückliche Ehe hervor, weil der Bräutigam den reichen Diamantenschmuck der Braut bewundernd, rasch um ihre Hand anhält, und nach der Hochzeit findet, daß alle

*) De Russ. relig. et ritib. ed 1584.

Diamanten und Perlen geborgt gewesen. Dann heißt es aber: trop tard!

Erinnerungen aus München im Jahr 1847.

Von Elisa.
(Fortsetzung.)

Unter den Kirchen ist die Aukirche in einer Vorstadt Münchens ein Bau, dessen Schönheit man tief empfindet, wenn man vorzüglich bei Morgen- oder Abendbeleuchtung in die herrlichen Hallen tritt, deren rein germanische Form und Ausschmückung einen neuen Beweis geben, welche Wirkung durch Einheit und Einfachheit erzeugt werden kann, und wie dieser Baustyl für Kirchen und ihren erhabenen Zweck allen anderen vorzuziehen ist. Was diese Kirche noch besonders auszeichnet, sind die Glasmalereien der neunzehn Fenster, die nach meiner Ansicht alle diejenigen älterer Zeiten übertreffen müssen, wie überhaupt durch die Größe der zusammengesetzten Glastafeln in neuerer Zeit eine Wirkung in Farben und Gewändern erzeugt wird, die die ältere Glasmalerei, aus kleinen Stückchen zusammengesetzt, unmöglich haben kann. Die Fenster in der Aukirche stellen das Leben der heiligen Jungfrau in zusammenhängender Folge dar, von der Geburt bis zum Tode Christi, und man kann sich von der Wirkung dieser Prachtwerke in günstiger Sonnenbeleuchtung, ohne sie gesehen zu haben, schwer einen Begriff machen. Außerordentlich schön, Alles im altdeutschen Styl, ist auch das Schnitzwerk des Altars und der Kanzel, in vierzehn Reliefs dieser Art sind die Leidensstationen Christi unter den Fenstern dargestellt. Mir war der Anblick dieser Kirche besonders wohlthuend, nachdem ich vorher die des heiligen Ludwig, die Hofkirche und die Basilika gesehen habe, welche durch Pracht der Ausschmückung fast erdrücken. Die erste im Kirchbaustyle des italienischen Mittelalters, von Gärtner erbaut und mit Frescomalereien von Cornelius, ist mit einer Pracht und mit einem Reichthum

der Bilder versehen, daß man, ich gestehe es, fast übersättigt davon wird und die Unmöglichkeit fühlt, das Ganze in kurzer Zeit gehörig in sich aufzunehmen. Tage lang sind erforderlich den Bildercyclus zu studiren, der, aus der ganzen Tiefe eines Cornelius entstanden, die drei Hauptstücke des christlichen Glaubens darstellt: den Glauben an Gott den Schöpfer, den Sohn und den heiligen Geist. Da das beständige Hinausblicken unbeschreiblich anstrengt, so richtete ich, erschöpft davon, meine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf das außerordentliche Gemälde der Hauptaltarwand, das Weltgericht, von Cornelius selbst im Carton sowohl als in der Malerei ausgeführt. Es macht dadurch einen so merkwürdigen Eindruck, daß die Figuren bei der größten Entfernung so lebendig hervortreten, wie ich es sonst nie gesehen, und als ich in der stillen Kirche dasaß, in der nur wenige Väter an den Seitenaltären knieten, schien mir in einzelnen Augenblicken Alles Leben zu sein, es schien mir, als throne der milde majestätische Christus da oben wirklich in den Wolken, theils richtend, theils verzeihend, mit dem Gesetze der Liebe über dem Gesetze des alten Bundes triumphirend, der in mehreren Heiligen desselben, die Christus umgeben, dargestellt ist. Die mittlere Abtheilung ist in dem mysteriösen Sinn der Apokalypse; Engel empfangen demnächst die Seligen im Paradiese und stoßen auf der andern Seite die Verdammten in den Abgrund. Die untere Abtheilung zeigt die wahrhaft hohe Gestalt des Erzengels Michael, die Guten und Bösen scheidend; die Auferstehung der Todten, die Verklärung der Seligen, sowie die Qualen der in die Hölle Verstoßenen schließen dies überaus merkwürdige und großartige Bild. Ich hatte mich auf eine der leeren Bänke gesetzt und absichtlich die weiteste Entfernung gewählt, weil gerade dies die Täuschung des Lebens bei diesem Bilde erhöht; es war am frühen Morgen; die ewige Lampe brannte, ein Bild der stillleuchtenden Christusreligion vor dem Altare; einzelne Stimmen flüsterten betend und mein Blick fiel auf ein einfaches weißes Blatt vor mir auf dem Betstuhle. Es enthielt die sehr unorthographisch geschriebene Bitte eines jun-

gen sehr franken Menschen an alle Gläubigen für ihn zur Jungfrau zu beten. Ich kann nicht beschreiben, welch einen tiefen Eindruck dies auf mich machte. Der prachtvolle Bau schien mir ein Bild des erhabenen Gottes selbst; mild und hehr schaute der Erlöser vom Altar herab, und das weiße Blättchen war mir ein Sinnbild aller der geistig und körperlich Armen, die im Schooße dieses Gottes und seines Sohnes gläubig Trost und Hilfe suchen. Ich fühlte es lebhaft, welche Andacht man in diesen einsamen Kirchen finden kann, die beständig offen, den Glücklichen und den Gedrückten empfangen, damit Jeder in der augenblicklichen Stimmung seiner Seele sich seinem Gotte nähern kann. Eine ärmlich gekleidete Frau zündete zwei Kerzchen vor einem Heiligen an und beugte in stiller Andacht ihre Kniee; vielleicht eine Mutter, die ihre letzten Pfennige hingegeben, um ihren Schutzheiligen dem kranken Kinde geneigt zu machen. Wunderbare Schattirungen eines Glaubens, von jener an, die ein Paar Lichtlein der Fürsprache eines Heiligen opfert, bis zu der Erhabenheit des Märtyrers, der für die Ausbreitung des Christenthums freudig sein Leben dahingibt. Und es ist möglich, daß man das Dasein dieser großen Idee, dieses tiefen religiösen Bedürfnisses, das durch die Menschheit geht, hinwegleugnen wolle?

Zwei und zwanzig Seitenkapellen, in den geschmackvollsten Verzierungen byzantinischen Styles, und eine herrlich geschmückte Taufkapelle, deren schönes Deckengemälde von Max Heiler ist, vollenden mit den gemalten Glasfenstern die Pracht dieser Kirche, deren Vorhalle, Giebel und Nischen der Außenwände noch mit vortrefflichen Standbildern Schwanthalers in weißem Kalkstein geschmückt sind, den Erlöser und die Apostel darstellend; das Dach ist mit bunten Ziegeln musivisch belegt.

Die andere Kirche, deren überreiche, wenn auch schöne Ausschmückung, mich die herrliche Einfachheit gothischer Formen in der Aulkirche so wohlthuend empfinden ließ, ist die Allerheiligen Hofkirche, die mir wie ein Betsalon vorkam. Sie ist im romanischen Rundbogenstyl Italiens aus dem eilften und zwölften Jahrhundert erbaut, und auch die innere Ausschmückung ist

nach Mustern italienischer Kirchen. Gewiß ist etwas Individuelles, daß dieser Geschmack mir nicht zusagt; er scheint mir überladen, und wie mich dünkt, ist diese Art von Pracht ein zu greller Gegensatz zu der einfachen Christuslehre, die freilich im katholischen Glauben ihren ersten Typus verloren hat. Diese Kirche ist also italienisch und katholisch zugleich, mit ihrer Pracht von Marmor, Gold und Bildern ganz für sinnliche Einwirkung berechnet, was vielleicht um so weniger zu vermeiden sein mochte, da sie zugleich Hofkirche ist; also irdische Herrlichkeit der göttlichen gegenüber.

Die Basilika, die fast ganz vollendet am Geburtstage der Königin eingeweiht werden soll, gehört jedenfalls zu einem der schönsten und interessantesten Gebäude des neueren Münchens. Sie soll der erste ganz reine Basilikenbau diesseits der Alpen sein, und da sie dem heiligen Bonifacius geweiht worden, so bilden die von Heinrich von Heß entworfenen auf Goldgrund gefertigten Freskogemälde seine Geschichte oder eigentlich die der Einführung des Christenthums in Deutschland. Zwölf große und zwölf zwischen diesen episodisch geordnete und grau in Grau ausgeführte Gemälde machen diesen Bilderzyclus, aus dem sich noch sechs und dreißig Hauptmomente aus der Verbreitungsgeschichte des Christenthums anschließen, welche zwischen den Fenstern angebracht sind, so wie Medaillons mit den Bildnissen der Päpste in den Rundbögen; die Malereien der Chornische sind im streng symbolischen altchristlichen Kunstgeschmack.

In den übrigen älteren Kirchen, die auch viel Schönes und Sehenswerthes enthalten, wenn gleich sie von den Fremden über den neuern vernachlässigt werden, ist in der Frauenkirche das Grabmal Ludwig des Baiern in Erz und Marmor, ein bedeutendes Kunstwerk, so wie in der vormaligen Jesuitenkirche das Denkmal des Herzogs von Leuchtenberg von Thorwaldsen. Der schöne Mann mit dem Ausdruck seines Wahlspruchs: *Honneur et fidélité*, auf der hohen Stirne, steht in Lebensgröße aus blau-gräulichem Marmor gearbeitet, vor der verschlossenen Grabeshür, über der in goldner Schrift jene Worte prangen; sie sind auch bild-

lich ausgedrückt durch den Lorbeerkranz in der einen Hand, während die andere an das Herz gedrückt ist. Die Attribute seiner einstigen Macht liegen zu seinen Füßen, neben ihm ist die Muse der Geschichte, die seine Thaten aufzeichnet; ihr gegenüber die Engel des Todes und der Unsterblichkeit an einander geschmiegt. Das ganze herrliche Kunstwerk trägt jenen Stempel der Vollendung, den Thorwaldsen allen seinen Werken aufgedrückt; da ist die edle Ruhe der Wahrheit ohne alles Haschen nach Effect.

(Fortsetzung folgt.)

Nicolaus Lenau.

Lange Jahre hindurch verbarg das Jürgensche Irrenhaus der Residenzstadt Oestreichs einen schwermüthigen Sänger in seiner traurigen Zelle, geheim und lautlos den Blicken der Welt, die auch ihm verschlossen, ihn einst nicht allein den größten Genius des Kaiserreichs, sondern auch einen wahren Dichtersfürsten des Jahrhunderts genannt hatte.

Welch' deutsches Auge blieb thränenleer, wenn man des herrlichen Lenau gedachte, des Lenau, den ein furchtbares Verhängniß jenen entzückenden, mit Bewunderung erfüllenden Geist mit dem täglich sich wiederholenden Einerlei eines Wahnsinnigen zu vertauschen gezwungen hatte. Endlich ist der einzige furchtbare Wunsch, den sein Geschick noch übrig zu lassen vermochte, in Erfüllung gegangen — sein Tod; nachdem schon längst mit dem letzten verflungenen Liede sein edles Dichterherz gebrochen war.

Kalt und stumm hatte der erhabenste, der unermülichste Freiheitskämpfer des an solchen so armen Alt-Oestreichs, die Kunde vom Gelingen seiner heißersehnten Hoffnungen entgegenzunehmen, denen stets seine besten Lieder gegoten, voll von Trauer über die Schmach des Jahrhunderts, während er selbst aller Härte östreichischer Censur und Polizeivillkür des Metternich'schen Systems muthig zu trotzen vermochte. — Der Tag brach an, doch nicht für ihn; die

aufgehende Sonne der Freiheit fand ihn tief von Nacht umhüllt. — Seine Freunde eilten freude-trunken herbei, mit Zuversicht von den frohesten aller Botschaften einen Lichtstrahl, eine plötzliche Aenderung seines Zustandes gewärtigend. Umsonst! Die Worte: Lenau! Constitution, — Pressfreiheit, — Metternich davon! Lenau, Lenau! ermanne dich! ertönten zum ersten Male in jenen Hallen des Grauens. Lenau hörte es und — lachte. Von Schauer ergriffen und erschüttert durch die gewisse Ueberzeugung: von diesem Augenblicke an, den unglücklichen Freund für immer aufgeben zu müssen, entfernte sich alles schweigend. Wie oft hatte in helleren Momenten Lenau die Gegenwart seines Grün begehrt, jenes Anastasius Grün, der, ein letzter Ritter, so oft mit ihm im Bunde kämpfend, den Sieg des Geistes über dessen Knechtschaft zu erringen trachtete. Den endlich eintretenden Freund erkannte er nicht. Er wurde ihm zugeführt und entfernte sich wie er gekommen, ohne Händedruck, ohne Freundesgruß, begleitet von der alleinigen Bitte Lenau's, doch seinen Grün ihm zuzusenden!

So war die Freiheit plötzlich erschienen, und schneller noch verschwunden. Lenau, ihren begeisterten Sänger und unermülichen Vorkämpfer fand sie nicht. Einsam und zerrüttet hörte er weder ihre Schwerter an seiner Pforte klirren, noch den Kanonendonner in seine Klause dringen, der über ihr Grab so bald schon rollen sollte, ob auch vor seinem Fenster die Batterien aufgefahnen, oder über seinem Dache die Raketen in unaufhörlichem Wiederkehren eingeschlagen waren. Er saß und sann und überlebte der Freiheit Tod nicht lange.

Ein verhängnißvolles Ungefahr führte in der letzten Zeit seines Glends einen Mann in die Nähe des unglücklichen Lenau, der in einer und derselben Idee ihm einst nahe stehend, so bald schon, nachdem auch sein Geist entflohen, in einer benachbarten Zelle des irren Dichters, als eines der entseßlichsten Opfer östreichischer Politik dahinwelkte. Es ist dies der ehemalige ungarische Minister Graf Szekenyi. Stets hatte auch ihm für seines Vaterlandes Unabhängigkeit und

für der Völker Befreiung ein warmes Herz geschlagen.

Vom Kaiser nach den Stürmen des Jahres 1848 ins ungarische Cabinet berufen, machte er bald seinen Patriotismus durch unermüdlige Thaten geltend, deren hervorstechendste beim Ausbruch der späteren Wirren, sein bekanntes Streben gewesen, eine Pacificirung mit der österreichischen Regierung herbeizuführen; im Geiste vorhersehend, wie ein Widerstand Ungarns gegen die Habsburg-Lothringische Dynastie auf die Dauer unmöglich, ja nur zur vollständigen Unterjochung seines schwergeprüften Vaterlandes gereichen könne. Vergebens. — Jellachich rückte gegen Stuhlweissenburg, als die nach Pesth gelangte Nachricht hiervon auch schon das ungarische Ministerium mit Entsetzen einen Wahnsinnigen in seiner Mitte erblicken ließ.

Nördlich von dem geräuschvollen, lebensfrohen Treiben der Kaiserstadt Wien erstreckt sich, noch über deren Vorstädte hinaus, eine lange Häuserreihe, Ober-Döbling genannt, deren ruhige und gesunde Lage in der schönen Jahreszeit häufig zum Sommeraufenthalt der sich nach Vergessen und Vergessenwerden sehnenenden Wiener geworden, in nicht zu ferner Zeit indeß vielleicht, verbunden mit den vielen außerhalb der Metropolis liegenden Fabriken und Werkstätten, deren integrierender Theil werden dürfte.

Den Schluß dieser meist bescheidenen Häuschen bildet ein zu jenen im Mißverhältniß stehendes, auf einer Anhöhe weit hervorragendes Gebäude, dem die Umgebung eines verwachsenen Gestrüppes, die Nähe eines am Fuße sich schlängelnden Gewässers, so wie einzelne hin und wieder halbversteckte Rosenbüsche ein wildromantisches Ansehen verleihen. Schon von ferne dem Annähernden mit seinem imposant erhobenenen Haupte entgegenstarrend, ist dies Gemäuer zwar ganz geeignet, durch jede erdenkbare Sorgfalt dem Fremden seinen traurigen Inhalt zu verbergen; nur wenig dagegen, unheimliche Ahnungen in ihm zu unterdrücken. Hier weilt Nicolaus Lenau, von unheilbarem Wahnsinn befangen.

Das namenlose Weh, die unendliche Tiefe des Gemüthes, der Gram um die so lang er-

sehnte politische Erlösung der Völker, deren langer fruchtloser Kampf seine edle Dichterseele mit Schmerz erfüllen mußte, prägt sich in seinen gesammten Schöpfungen in einer Weise aus, die den Leser stets wehmüthig stimmen und mit regen Besorgnissen für den unglücklichen Sängers schon hatte schrecken können. Die gelungenste der wenigen, bisher versuchten Mittheilungen über Lenau ist der vor einigen Jahren unter anderen veröffentlichten Charakteristik desselben von einem der talentvollsten österreichischen Kritiker zu verdanken, die nicht wenig geeignet ist, durch genauestes Studium des Dichters den Ursprung seines beklagenswerthen Looses in psychologischen Reflexionen zu ergründen.

Es heißt darin: wie Lenau, dessen Wiege in Ungarn gestanden, wo sich die Einflüsse des träumerischen Orients mit dem lebendigen feurigen Element des Volkes zu einer Mischung edelsten Muthes und weichster schwärmerischer Hingebung an die Reize der Natur und des Lebens verbinden, ohne die Theilnahme an deutscher Bildung mit den Zigeunern gewandert wäre, melancholischer Erinnerungen voll, den Ausdruck seiner ihm selbst unverständlichen Sehnsucht in alten Liedern „Rakozy's des Rebellen“ suchend. Die Traurigkeit, die später gedankenbelastet, wie eine gewitterschwere Wolke über seinem Leben hing, wäre im Gemüthe stecken geblieben, und Geige und Cymbel hätten hingereicht, ihre Seufzer wiederzugeben. Die Nebel schauriger Düsterteit, die ihm seinen tiefinnersten Gott verhüllten, hatte er gehofft, im Licht aller menschlichen Erkenntniß zu zerstreuen. Der Schluß besteht aus Betrachtungen über die Ursachen des Lenau'schen Wahnsinns, die in ganz persönlichen Schicksalen, ja sogar in seiner physischen Constitution häufig gefunden wurden, dennoch aber wohl als Folge des fortwährenden skeptischen Wühlens seines Geistes zu betrachten wären. Hat er sich die politischen Zustände Deutschlands tiefer zu Herzen genommen, als unsere liberalen Poeten und Helden mit dem Munde? Dann wäre dieser Wahnsinn eine Wahrheit, vor der die politischen Gedichte erbleichen und die politischen Dichter erröthen müßten. So die Charakteristik.

Doch nicht allein die politischen Zustände Deutschlands, auch der Völker Geschichte hatte Lenau sich zu Herzen genommen. Wenn seine Klagen um Polens Untergang die Platen'schen Polenlieder fast übertreffen, so kann seiner Verse Melodie und deren Reiz allem zur Seite gestellt werden, was auf klassischem Boden geleistet ist. Die Sehnsucht nach dem Heimathlande, während er der neuen Welt zueilend, dort Ruhe für seinen unbefriedigten Geist zu finden gedachte, hat Lenau in seinem ersten Band Gedichte unnachahmlich zum Ausdruck gebracht. Zu dem vollkommensten aber gehören in diesem Buche die Magyarenlieder, die Gesänge des Mijska, und die Haidebilder; unter denen das meisterhafteste: die drei Zigeuner, von welchem er die Lehre nahm:

„Wie man das Leben veriraucht, verschläft,
vergeigt
Und es dreimal verachtet.“ S. W.

Der verwunschene Cantor.

Ein Schwank.

(Fortsetzung.)

Beide Marschälle wußten auch recht gut, daß ihr Unternehmen mißlingen mußte, wenn sie nicht ein Mittel ersannen, den fehlenden Ruf zu ersetzen, und besonders dem angeblichen Cantor, auch ohne daß er den Gottesdienst versah, zu einer Einnahme zu verhelfen. Denn wenn auch der neue Val Schem alle Kenntnisse besaß, um seine Rolle mit Ehren durchzuführen, so war doch der Cantor verloren, sobald er nur den Mund zum Singen öffnen mußte. Alles das hatten aber die Schälke wohl bedacht und demnach ihren Plan entworfen.

In einer polnischen kleinen Stadt, die aber eine zahlreiche und wohlhabende jüdische Gemeinde in sich faßte, fuhr an einem Freitage in einer sehr frühen Morgenstunde ein ärmlicher Wagen ein und hielt vor dem einzigen Gasthause des Ortes. Der Wirth, wie damals

fast überall in Polen, ein Jude, sprang herbei, und half einem anständig gekleideten Manne aussteigen, der ihn sogleich fragte, ob er hier über Sabbath Herberge erhalten könne. Auf die bejahende Antwort erkundigte er sich nach den Namen und Wohnungen der Gemeindevorsteher. „Ich wünsche nämlich hier den Gottesdienst des Sabbath abzuhalten,“ fügte er hinzu, „und habe mich daher beeilt, frühzeitig hier einzutreffen, um die Vorsteher besuchen und ihre Erlaubniß einholen zu können.“

„Wen habe ich denn die Ehre bei mir zu sehen?“ fragte der Wirth mit gespannter Neugier.

„Ich bin der Cantor David aus Czarnikow,“ erwiderte der Fremde. „Ihr werdet schon von mir gehört haben. Nicht? Das sollte mich wundern. Nun freilich, Czarnikow ist weit von hier, und ihr macht wohl nicht Reisen in so große Ferne. Indessen, das schadet nichts. Ihr werdet mich nun kennen lernen. Ihr werdet mich hören, und dann wollen wir uns sprechen. Was soll ich auch jetzt sagen? Wir haben die Regel: laß dich von Andern rühmen, nicht von deinem eignen Mund. Zwar mich wird mein Mund rühmen, aber nicht durch leere Worte, nein, durch meinen Gesang. Jedoch zur Sache. Wo wohnen die Vorsteher?“

Er erhielt den gewünschten Bescheid, und nachdem er sich in dem ihm angewiesenen Gastzimmer, das zu ebener Erde der Schenkstube gegenüber lag, nur flüchtig vom Reifestaube gereinigt hatte, entfernte er sich. Der Wirth aber eilte in die Schenkstube, wo schon einige Gäste ihr Morgengläschen tranken, um die große Neuigkeit mitzutheilen, daß sich ein fremder Cantor hören lassen würde. Da nun der Name des Sängers Allen unbekannt war, so wurde die Nachricht theils mit Gleichgiltigkeit, theils mit Unmuth aufgenommen. Man sei schon oft durch solches fremdes Volk getäuscht worden, äußerten einige, man habe am Orte einen wackeren Cantor, der besser sänge, als so viele Fremde, die nur darauf ausgingen, den Leuten Geld abzulocken. Es sei dies nur eine feinere Manier zu betteln und eine Belästigung der Gemeinde, wozu die Vorsteher nicht die Genehmigung ertheilen sollten. Dagegen

bemerkten Andere, daß man von jeher in allen Gemeinden reisenden Cantoren zu singen erlaubt habe, es sei Unrecht, sich gegen einen herkömmlichen Gebrauch aufzulehnen, die Gemeindefasse werde durch eine geringe Ausgabe nicht erschöpft, den einzelnen Mitgliedern aber stehe es ja frei, viel oder wenig zu spenden. Gestaltete der Cantor, so würde ihm Jeder mit Vergnügen ein ansehnliches Geschenk geben, mißfiel er, so würde es eben auch kein Unglück sein, einem armen Manne ein Almosen zu verabreichen.

Allmählig stellten sich noch viele andere Gäste ein, die sämmtlich schon bei ihrem Eintritt die Ankunft des Cantors erfuhren, und indem sie an dem Streite über die Zulassung eines solchen Fremden zum Gottesdienste Antheil nahmen, den Lärm vermehrten. Indessen fuhr abermals ein Wagen vor, und der Wirth stürzte hinaus, um einen stattlich aussehenden Fremden in Empfang zu nehmen, der ebenfalls den Wunsch äußerte, hier über Sabbath zu wohnen, und vom Wirth eine Treppe hinauf in ein Zimmer geführt wurde, in welches er sogleich sein leichtes Gepäck bringen ließ. Auf einem kleinen Koffer war eine Inschrift angebracht, die dem scharfen Blicke des Hausherrn nicht entging. Sie nannte den Besizer des Koffers Rabbi Baruch Bal Schem aus Jassy.

Die Bestürzung des Wirths nach Lesung dieser Inschrift wurde von dem Fremden bald bemerkt. „Aha!“ rief er mit seinem Lächeln aus, „mein Koffer hat mich verrathen. Nun, es liegt weiter nichts daran, wenn Ihr nun auch wißt, wer ich bin.“

„Wollte denn der Rabbi seinen heiligen Stand verschwiegen halten?“ fragte der Wirth mit scheuer Ehrfurcht.

„Das darf wohl kein Bal Schem,“ erwiderte jener; „er versündigt sich dann leicht an den Gaben, die ihm Gott, gelobt sei er, verliehen hat.“

„Gewiß!“ versicherte der Wirth, „ein so heiliger Mann muß seine Gaben zeigen, damit arme Leidende Nutzen davon ziehen können. O, wir haben hier auch Kranke und Bedrängte

genug, die die Hilfe des Rabbi nachsuchen werden.“

„Haltet ein!“ rief der Rabbi, „so habe ich es nicht gemeint. Ich wollte bloß sagen, daß ein Bal Schem seinen Stand nicht verleugnen dürfe, wenn dieser einmal erkannt ist; daraus folgt aber nicht, daß er ihn selbst bekannt machen müsse.“

„Nun aber seid Ihr ja einmal hier erkannt,“ sagte der Wirth.

„Von wem?“ versetzte der Rabbi; „doch nur von Euch, da Ihr die Inschrift des Koffers gelesen und auf mich bezogen habt. Würdet Ihr aber, wenn Ihr lediglich meinen Namen erfahren hättet, meinen Stand erkannt haben? Habt Ihr, oder hat sonst Jemand in dieser Stadt schon einiges über mich gehört?“

„Nun, das wohl nicht,“ sagte der Wirth verlegen.

„Da seht nun selbst, wie behutsam ein Bal Schem in der Fremde sein muß, um nicht, was Gott verhüten möge, Unglück zu stiften,“ versetzte der Gast. „Ich finde in Euch einen frommen, einfachen und verständigen Mann, der das Heilige mit gläubigem Gemüthe verehrt. Aber wir leben in einer verderbten Zeit. Wißt Ihr nicht, was im 32. Kapitel des 5. Buches Moses steht? Ich will mein Antlitz vor ihnen verbergen und sehen, was ihr Ende sein wird. Denn sie sind ein verkehrtes Geschlecht, Kinder ohne Glauben. Sie kränken mich durch einen Ungott, sie erzürnen mich durch ihren nichtigen Wahn, aber ich kränke sie durch ein Unvolk, ich erzürne sie durch einen verworfenen Heiden. Versteht Ihr diese Stelle? Ich glaube nicht, denn sie hat einen geheimen Sinn, den ich Euch deuten will, sie bezieht sich auf den Bal Schem. Daß die heutige Welt nichts taugt, ist klar, das werdet Ihr wohl begreifen. Es gibt leider sogar Rabbiner, welche die wundervollen und heiligen Geheimnisse der Kabbala verschmähen und die frommen Weisen, die durch die Vermittlung der Seraphim und Cherubim wie der Geister der seligen Propheten einen Blick auf den Abglanz des göttlichen Wesens werfen dür-

fen und so die höchste Belehrung erhalten, als Thoren, ja als Irrlehrer schildern, und die Menschen vor ihnen warnen. Diese Rabbiner und alle ihre Anhänger, die ihren Warnungen vertrauen, werden nun als ein verkehrtes Geschlecht bezeichnet, als Kinder ohne Glauben, denen Gott sein Antlitz, das heißt die Erkenntniß seines Wesens, die nur dem Bal Schem offenbart ist, verbirgt, dafür ihnen aber auch ein trauriges Ende androht. Ja, der Bal Schem selbst wird das Antlitz Gottes genannt, und so wird dem verkehrten Geschlechte nicht gestattet, den Bal Schem zu erkennen. Wie aber jeder Vers auf vielfache Weise gedeutet werden muß, so bezieht sich der Ausdruck: verkehrtes Geschlecht, zugleich auf die Sünder, die den Unglauben jener Rabbiner noch weiter umkehren und sich betrügerisch für Kabbalisten ausgeben, um Leichtgläubige zu täuschen.“

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachten und Neujahr.

I.

Bei keinem Volke finden wir eine solche Anzahl von Ceremonien und Unterhaltungen am Weihnachtsfeste als bei den Russen. Es ist eine gewisse Ursprünglichkeit, die sich noch als der beste Provierstein der Nationalität rein erhalten und allen Neuerungen widerstanden hat. Die Sitten der Vorfahren sind dem russischen Volke heilig geblieben, und selbst unter allen Wechselfällen des Geschickes hat es seine Volksfeste treu zu bewahren gewußt. Der Adel und das Bürgerthum, der Städter und Landmann, alle geben sich ungezwungen den kindlichen Weihnachtsfreuden mit allen ihren Vorurtheilen und abergläubischen Gebräuchen hin. Sie lassen sich in drei Kategorien bringen: Ceremonien, Unterhaltungen und Wahrsagungen.

Ceremonien und Gebräuche an Weihnachten und Neujahr.

Das Schweineschlachten ist fast überall eingeführt und das geschlachtete Schwein wird mit

Wasser besprengt und geräuchert, das Feuer aber, über welches es abgesengt wurde, mit Blut gelöscht, weil damit den am Vorabende des heiligen Tages mächtigen Dämonen die Kraft benommen wird, dem Hausvieh einen Schabernack zu spielen. Die Gebräuche und Beglückwünschungen an diesem Feste sind bei den Russen und den Slaven überhaupt unter dem Namen Koljada bekannt, vielleicht wegen der Ähnlichkeit mit dem in derselben Zeit fallenden römischen Feste Kalendae, nach andern aber von einem heidnischen Gotte der Slaven, der unter dem Namen Koljada als der Gott des Triumphs und des Friedens gefeiert wurde und dessen Gözenbild in Kien gestanden hatte. Werfen wir einen kurzen Blick auf die Gebräuche der andern slavischen Stämme. Bei den Slovaken gehen die Priester mit den Kirchendienern und eine Anzahl von Knaben in Stadt und Land, den Hauseigenthümern ihre Glückwünsche darbringen und singen dabei: „Das neue Jahr ist im Anzuge.“ Einer der Sänger trägt einen Sack auf den Schultern zum Empfange der Geschenke, die in Backereien, Früchten und Getreide bestehen. Die Frauen verehren ihnen Leinwand und Hanf. Die Griechen tragen wie zu Homer's Zeiten, eine Schwalbe herum und bringen gleichfalls singend Glückwünsche dar. Auch bei den Szechen und Mähren ist die Sitte heimisch, von Haus zu Haus zu gehen und Weihnachtslieder zu singen. Die Croaten und Dalmatiner hauen einen Tag zuvor im Walde Eichenflöße und verbrennen sie am heiligen Abende zum Andenken an die Vernichtung des Gözen Bjedai. In den Karpathen wird dem Gotte Kratschnu, damit das Hausvieh beim Sichhaaren nicht zu Grunde gehe, an demselben Abende ein großes Mahl gegeben, wobei ein Bund Gerstenstroh den Kratschnu vorstellt und mit Getreidekörnern beschüttet wird, um ein fruchtbares Jahr zu haben. Bei fast allen Slaven gilt es als sicheres Zeichen des Glückes, wenn ein guter Mensch am ersten Christtage zuerst die Hütte betritt. Die Polen bestreuen den Fußboden am Christabende mit Stroh, stellen Garben in allen Winkeln der Hütte, unter den Heiligenbildern und auf dem mit Feu-

bedeckten Tisch legt man Knoblauch, um alle Krankheiten fern zu halten, auch hie und da Ackerwerkzeuge, damit die Matten und Maulwürfe nicht die Aecker verderben. Bei Tische darf der Kuchen mit Kümmel nicht fehlen und das Essen darf nicht getadelt werden. Nach dem Essen werden aus den Garben einzelne Aehren herausgezogen, und je nachdem sie mehr oder weniger voll sind, die künftige Erndte prophezeit. Am andern Tage geht man in Haufen Glückwünschen, die Abbildung einer Krippe oder eines Sternes mit sich tragend. Um Mitternacht soll sich der Himmel spalten, aber nur wenigen Beglückten ist es dann gegeben, das himmlische Paradies zu erblicken. Die Dorfmädchen hören um diese Zeit von welcher Seite die Hunde bellten, weil nur von dieser dann ihre Zukünftigen kommen können. Am Weihnachtstage vergaß man auch die alte Feindschaft, feierte die Versöhnung, und schloß neue Freundschafts-Bündnisse. Auch beschenkt man sich an diesem Feste besonders mit Äpfeln, die bei den Slaven eine große Rolle spielen. So schickt in Serbien ein Freier seiner Schönen einen Apfel, in dem kleine Silbermünzen stecken, und es ist als Korb zu betrachten, wenn sie den Apfel zurückweist. Bei den Tschernogoren galt ein zwischen den Parteien geworfener Apfel als Zeichen des zu beginnenden Kampfes.

Im eigentlichen Rußland ist das Glückwünschen am Weihnachtstage, die Koljada, schon in alten Zeiten Sitte gewesen und hat sich aus dem Süden nach dem Norden verpflanzt. Auch wird überall ein eigener Brei aus Weizenmehl, Honig und Mohn bereitet, Kutja genannt, eben so wie aus Teig verschiedene Thiere als Schäfchen, Lämmchen, Vögel und dergleichen geknetet, gebacken und verschenkt werden. Ein heiterer Himmel und funkelnde Sterne am Weihnachtsabende sind Zeichen eines guten Jahres, einer reichen Erndte. Am Tage der Geburt Christi und nach der Einweihung des Wassers schreiben die Russen an den Hausthüren wie an den Thüren der Ställe und Scheunen ein Kreuz. Am Tage der Wassereinweihung wird auf den Flüssen ein großes Kreuz ins Eis gehauen und

in den Städten ein Baldachin für die Geistlichkeit dabei errichtet, die mit Kreuzen und Fahnen, begleitet von den weltlichen Würdenträgern, sich dorthin begibt, um die Ceremonie der Erinnerung der Taufe des Heilandes im Jordan zu feiern. In Petersburg wird diese Ceremonie vom Metropolit und der unzähligen Geistlichkeit in blendenden Gewändern in Gegenwart des Kaisers und des ganzen Hofes vollzogen. Die früher selbst von den Czaren vollzogene Sitte, sich in der vom ausgehauenen Eise gebildeten und geweihten Oeffnung zu baden, wird noch hin und wieder in Kleinrußland von frommen Seelen vollbracht. Doch ist es allgemeine Sitte, das geweihte Wasser als Arkanum aufzubewahren. Das Glückwünschen war in der früheren Zeit so sehr im Gebrauche, daß der Czar selbst mit von ihm bestimmten Höflingen zu seinen geliebten Großen am Weihnachtstage sich zu diesem Zwecke begab, und von dem Wirth, dem diese Ehre zu Theil wurde, aufs Glänzendste bewirthet und sogar beschenkt wurde. Peter I. machte im Jahre 1702 in Begleitung eines Gefolges von 500 Personen sogar den fremden Gesandten solche Beglückwünschungsbesuche. Noch immer ist die Sitte allgemein, daß die Geistlichen in die Häuser der Vornehmen kommen, ihre Glückwünsche darzubringen, doch ist es abgekommen, daß sie auf das Bitten der Frauen sich an der Schwelle auf Teppichen niederließen, damit die Hühner gut brüten. In Klein-Rußland wird für Weihnachten alles gepußt und gereinigt und sogar neues Geschirr angeschafft. Dann wird für den heiligen Abend gebacken und gekocht, wobei die Kutja und gekochte Früchte, Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen und Rosinen, unter den Namen Us war bekannt, nicht fehlen dürfen. Die Hütte ist hell beleuchtet und nach dem Nachtmahle werden die leeren Töpfe zerbrochen, um damit allen Mangel zu verjagen. Dann macht man den Verwandten Besuche, bringt ihnen mit dem Glückwunsche Brot und Salz und wird von ihnen gastfreundlich bewirthet. Am ersten Weihnachtstage gehen die Knaben Glückwünsche mit einem Stern und einer Art hölzernen Laterne, welche mit Wachslöchtern beleuchtet und mit

Bildern versehen ist, die die Erscheinung des Sternes im Osten, die Geburt des Heilandes in der Krippe, die Weisen des Morgenlandes, die Flucht nach Egypten u. dergl. vorstellen. Sie stellen mit Begleitung von Musik den Hof des Herodes dar. Dieser tanzt mit Herodias und befiehlt Johannes dem Täufer den Kopf abzuschlagen. Nun hüpfet der Tod herbei, dünnbeinigt, hager, mit einem langen Zopfe und schlägt Herodes den Kopf ab, der mit den Beinen zappelt. Natürlich werden die Knaben für ihr Drama wie für ihre Weihnachtslieder, die sie unter den Fenstern singen, reichlich beschenkt. Die Sitte, Christbäume zu errichten, wurde in Moskau erst in der Hälfte des XVII. Jahrhunderts durch die Ausländer bekannt und nach Petersburg während der Regierung Peters I. verpflanzt. Jetzt ist sie unter den Reichen und Wohlhabenden allgemein eingeführt und wie mit allen Gebräuchen wird auch mit den Christbäumen ein furchtbarer Luxus getrieben. Es werden künstliche Weihnachtsbäume von 3—4 Arschin in der Höhe bestellt und mit den kostbarsten Schmucksachen behängt, so daß manchmal ein Weihnachtsbaum auf 50,000 Rubel zu stehen kommt.

Der Sylvesterabend heißt in Rußland der Wassilabend und wird überall in Freude und Lust verbracht um ein glückliches neues Jahr zu haben. Die Landleute braten an diesem Abende ein einjähriges Ferkel, das ganz verzehrt werden muß. Bis zum Jahre 1348 begann in Rußland das neue Jahr am 1. März, bis zum Jahre 1700 am 1. September, von da ab auf Befehl Peters I. am 1. Jänner alten Styls. Der Monat September wurde als heilig betrachtet, weil Gott den Juden am siebenten Monate zu ruhen befahl, weil Gott selbst am siebenten Tage ausgeruht, weil im September überall die Erndte beendet ist, weil Noah im September die Arche verlassen hatte, Moses zum zweiten Male die Gesetztafeln damals vom Berge Sinai brachte, weil der Versöhnungstag in Jerusalem im September gefeiert worden, und weil das siebente Jahr eines jeden Jubiläums ein Ruhejahr war. In Moskau wurde der erste

September als Neujahr mit kirchlichem und weltlichem Pompe gefeiert und der Patriarch und alle Würdenträger brachten dem Czar ihre Glückwünsche dar. Auch war dieser Tag ein Gerichtstag für streitende Parteien. Am ersten September, am Simeonstage, bezahlte man auch die Steuern und den Erbzins (Obrok). Im Jahre 1699 feierte Peter I. zum letzten Male das neue Jahr am 1. September, im Jahre 1700 aber mit großer Feierlichkeit am 1. Januar, doch trotz der dem Volke gebotenen Belustigungen murrte es über diese Neuerung und konnte nicht begreifen wie der Czar den Lauf der Sonne ändern könne. Viele zählten eine Zeitlang noch immer das Jahr vom 1. Sept., weil Gott in diesem Monate die Welt erschaffen hatte.

Der Neujahrstag ist ein weltliches Fest, das in Rußland von Jedermann gefeiert wird. Alles beglückwünscht sich, Kinder und Diener werden beschenkt. In den Städten und Dörfern gehen die Knaben am Neujahrstage in aller Frühe mit einem Säckchen mit Roggen und Weizen von Haus zu Haus, und streuen Getreidekörner mit den Worten: „Mit Glück, mit Gesundheit beginne das neue Jahr, es erzeuge Gott Korn und Weizen und jede Aussaat.“ Man gibt ihnen Geld und Kuchen und bewahrt die ausgestreuten Körner für die Frühlingsaat. Junge Landleute gehen auch Körner streuen, aber nur in die Häuser wo erwachsene Töchter sich befinden und werden besonders gut empfangen, weil sie nach der Ansicht der Alten Reichthum und Glück bringen. An manchen Orten füttert man das Geflügel mit diesen Körnern und beurtheilt aus dem mehr oder weniger fleißigen Aufspicken die zukünftige Erndte. Junge Frauen und Mädchen kommen gleichfalls zu den Fenstern der Bekannten Neujahrlieder zu singen, und wenn man sie in die Hütte einladet und mit Schweinsgekröse bewirthet, singen sie:

In Nachbars Hofe
Drei Thürme stehen.
Der Eine — der helle Mond,
Der Zweite — die lichte Sonne,
Der Dritte — lauter Sterne.
Der helle Mond ist der Hausherr,

Die lichte Sonne ist die Hausfrau,
Lauter Sterne ihre Kinderchen.

P. P. Proudhon,

der radicale Socialist.

(Fortsetzung.)

Das Urprincip, welches keine Revolution angetastet hat, wird durch unsere Unwissenheit entstellt! Und doch ehren und wollen wir dieses ewig constante Princip! Weil wir es entstellen, ehren und wollen — betrügt es uns! — Was heißt dieses Gedudel? —

Welches ist denn nun dieses Princip? Theologen und Philosophen wissen auf diese Frage keine Antwort zu geben. Die Rechtsgelehrten und Publicisten halten gleich ein halbes Duzend Antworten bereit: sie sprechen von „Gerechtigkeit, Billigkeit, Freiheit; von natürlichem Gesetz, bürgerlichen Gesetzen u. s. w.“ Aber nun komme Einer und frage: was ist denn Gerechtigkeit? so werden sie Alle sich stumm und verwundert ansehen: „denn da müßte ja ihre Wissenschaft, die von einem klaren und bestimmten Princip ausgeht (das Gedudel ist noch nicht zu Ende!), aus ihrem ewigen Probabilismus heraustreten, und alle Streitigkeiten würden aufhören.“ Wiederum fragt Proudhon die Theologen und Philosophen: aber vergeblich. Endlich reißt ihm die Geduld: er selbst versucht die Frage zu lösen.

Und wie löst er diese Frage? Ganz praktisch radical: er stellt die Gerechtigkeit der Gesellschaft gegenüber, macht sie zum „Centralgestirn,“ welches die Gesellschaft „beherrscht;“ zum „Pol,“ um den sich die „politische Welt dreht,“ zum „Prinzip und zur Regel aller Verträge.“ „Nichts kommt unter den Menschen anders zu Stande, als im Wege Rechts; Nichts ohne Anrufung der Gerechtigkeit.“ Er untersucht nun nicht weiter diese ideale Gerechtigkeit, die er, man weiß nicht wie und weshalb, mit der Gesellschaft und der politischen Welt so zusammengestellt hat, daß jene das Absolute, die ewige Substanz, diese aber nur das Besondere, die Modification des Ewigen ist; sondern er trennt nun den Knoten, den

er eben erst geschürzt hat, mühsam wieder auf. Alles, meint er, kommt ja am Ende doch nur auf unser Verständniß der Gerechtigkeit an.

Wunderbares Centralgestirn, welches die Zeit erwarten muß, wo wir ihm den eigentlichen Mittelpunkt anweisen werden! Sonderbarer Pol, um den sich die Welt erst dann drehen wird, wenn wir aufhören werden, uns Täuschungen über ihn zu machen! Sand denn die Sonne erst durch Copernikus den Mittelpunkt im Planetensystem? Ging die Erde erst im sechszehnten Jahrhundert an, sich um ihre Pole zu drehen?

Wie gesagt, Proudhon meint, es komme Alles darauf an, was für eine Idee wir uns von der Gerechtigkeit machen. Proudhon leugnet also frischweg seine vorige Behauptung, daß die Gerechtigkeit das Centralgestirn der Gesellschaft, der Pol, um den die politische Welt sich drehe, das Princip und die Regel aller Verträge sei. Noch deutlicher leugnet er dies mit folgenden Worten: „Wenn also die Idee, welche wir uns von der Gerechtigkeit und vom Recht machen, schwankend und unbestimmt, wenn sie unvollständig oder gar falsch wäre: so müßten offenbar alle Anwendungen, die sie durch unsere Gesetzgeber erleidet, schlecht, unsere Einrichtungen fehlerhaft, unsere Politik irrig sein: so müßte folglich Unordnung und sociale Uebel entstehen.“

Proudhon ist also mit sich selbst im Widerspruch, indem er den Grund des Uebels in den Irrthümern findet, die wir für Recht und Gerechtigkeit ausgeben: gleichwohl aber über und außer uns eine Gerechtigkeit statuiert, welche die Gesellschaft lenkt, um die sich die Welt dreht. Denn wenn von den mehr oder minder richtigen Vorstellungen, welche sich die Menschen über Recht und Gerechtigkeit machen, das größere oder geringere sociale Leiden abhängt: so sind es offenbar die Menschen, welche das Recht erzeugen, die Gerechtigkeit bilden, und die Gesellschaft, welche bisher im Interesse einer falschen irrthümlischen Gerechtigkeit gehandelt hat, wird in Uebereinstimmung mit der wahren Gerechtigkeit leben, sobald sie den Gedanken derselben erzeugt hat. Aus diesem Gesichtspunkt betrach-

tet ist die Gerechtigkeit nichts Absolutes, nichts irgendwo Prä- oder Coexistirendes, sondern die Summe der Regeln und Grundsätze, nach denen die Gesellschaft in jeder Zeitperiode ihre Lebensverhältnisse ordnet, die Abstraction der menschlichen Einrichtungen, mögen diese falschen oder richtigen Ideen ihre Existenz verdanken. Daß sie in einer spätern Zeit Einrichtungen verdammt, die sie in einer frühern für die gerechtesten hielt, rührt nur daher, weil sie durch die Kämpfe der Geschichte einen neuen Standpunkt errungen hat, von dem aus sie die Dinge betrachtet.

Proudhon verwickelt sich also in einen Widerspruch, indem er einerseits an eine Substanz der Gerechtigkeit glaubt, andererseits aber die Existenz dieser Gerechtigkeit in das menschliche Selbstbewußtsein verlegt und aus dem falschen Schein desselben das sociale Uebel ableitet. Es ergeht ihm wie allen Leuten, die an ein Utopien, an ein Gottesreich der Gerechtigkeit, Freiheit und Gleichheit glauben, das unfehlbar aus dem heitern Himmel der Idee herniedersteigen müsse, sobald die Menschen aufhören, sich irrige Vorstellungen von ihren angebeteten höchsten Kategorieen, der Gerechtigkeit, Freiheit und Gleichheit zu machen.

Proudhon beginnt also sein Buch mit einem Widerspruch.

An der Geschichte führt Proudhon den Beweis für seine Gedanken, der, wie wir gesehen haben, darin bestand, daß unsere bisherige Erkenntniß falsch und irrthümlich sei, daß die Vernunft, wie sie in den bestehenden Zuständen erscheine, Unvernunft sei, daß aber außer und über dieser Unwissenheit und Unvernunft eine Gottheit, eine Gerechtigkeit throne, die unberührt von dem Schmutz der bisherigen Dummheit sehnlich den Augenblick herbeiwünsche, wo wir ihre Bekanntschaft machen werden, um von diesem Augenblick an die Leitung der Welt zu übernehmen. Diese Vorstellung treibt ihn folgerichtig zu einer Praxis, welche darin besteht, daß er alle Zustände, die er betrachtet, in zwei Gegensätze auseinander treten läßt, von denen der eine dogmatisch unverrückbar feststeht und ewig derselbe bleibt, während der andere fort-

während sich verändert, modificirt, ausdehnt und zusammenzieht, im Grunde aber immer derselbe unberechtigte, unvernünftige Standpunkt bleibt.

„Das Volk, welches lange Zeit das Opfer des monarchischen Egoismus gewesen war, glaubte, es könne sich durch die Erklärung, daß es allein souverain sei, für immer von demselben befreien. Aber was war die Monarchie? Die Souverainetät eines Menschen. Was ist die Demokratie? Die Souverainetät des Volkes, oder vielmehr der nationalen Majorität. Aber es ist immer die Souverainetät des Menschen anstatt der des Gesetzes, die Souverainetät des Willens anstatt der der Vernunft, kurz: die Herrschaft der Leidenschaften statt der Herrschaft des Rechts.“

Gesetz, Vernunft, Recht: das sind die starren Dogmen, welche Proudhon als Centralgestirne an das sociale Firmament heftet; das sind die Gottheiten, die den Willen und die Leidenschaften des Menschen knechten sollen. Zwar nennt er den Uebergang von der Monarchie zur Demokratie einen „Fortschritt“, weil „bei diesem Uebergang eine Ausdehnung und Abänderung unserer Ideen stattfindet.“ „aber es ist keine Revolution der Staatsform, weil das Princip dasselbe geblieben ist.“ „Revolution“ nennt er nur diejenige „Bewegung des Geistes, durch welche sich unsere Ideen über eine natürliche, geistige oder gesellschaftliche Thatsache in Folge von Beobachtungen, die wir gemacht haben, ganz und gar ändern.“ Eine Revolution der ganzen Staatsform würde es demnach sein, wenn z. B. Gesetz, Vernunft und Recht ihre Gegensätze in den bestehenden Zuständen besiegten und die Souverainetät sich erkämpften.

So stellt Proudhon unbefangen die Kategorieen des Gesetzes, der Vernunft und des Rechts der Geschichte und dem Bestehenden friedlich gegenüber, und zwar so, daß es scheint, als hätten diese Gegner bei allen Kämpfen der Geschichte stets die strengste Neutralität bewahrt und sich in ihrem Olymp Nichts zu schaffen gemacht mit den menschlichen Dingen. Es entgeht ihm, daß diese Kategorieen weiter Nichts sind, als Abstractionen, ideale Maßstäbe für die Geschichte und die Menschheit, die er durch seine Beobachtungsweise der historischen Zustände

gewonnen hat. Das Charakteristische dieser Beobachtungsweise besteht eben darin, daß sie die Gegensätze und Widersprüche innerhalb eines concreten Zustandes nicht als ein zusammengehöriges Ganze auffaßt, das durch sich selber seine Erklärung findet, daß sie nirgends das Band sucht, welches die Gegensätze verknüpft, niemals dem Bindungsmittel nachspürt, welches den obern und untern Theil und alle Seiten eines geschichtlichen Gebäudes zusammenhält, sondern mit einem Theil, oder wohl gar mit einer Idee, oder wohl gar mit einem Gegensatz sich begnügt, diesen als einzig berechtigten hinstellt und fordert, alle Dinge müssen in diesen Gegensatz umschlagen, oder mindestens von ihm sich beherrschen lassen.

Von der Souverainetät kommt Proudhon auf das Gesetz, von dem Gesetz auf die Gleichheit vor dem Gesetz zu sprechen. „Aber was heißt das: Gleichheit vor dem Gesetz? Weder die Constitution von 1791, noch die von 1793, noch die octroyirte, noch endlich die angenommene Charte haben es verstanden, sie zu bestimmen. Alle setzten eine Ungleichheit des Vermögens und des Ranges voraus, neben der es unmöglich ist, auch nur den Schatten einer Ungleichheit der Rechte zu finden.“ — „Endlich heiligte das Volk auch noch das Eigenthum . . .“

„Da haben wir nun drei Fundamentalprincipien der neuen Gesellschaft, welche die Bewegung von 1789 und die von 1830 nach einander geheiligt haben: erstens, die Souverainetät in dem Willen des Menschen; zweitens, die Ungleichheit des Vermögens und des Ranges; drittens, das Eigenthum: darüber die Gerechtigkeit, immer und vor Allen als der Schutzengel der Souveraine, der Adligen und der Eigenthümer angerufen, die Gerechtigkeit, das allgemeine ursprüngliche, kategorische der ganzen Gesellschaft.“

„Ist nun die Herrschaft des Menschen über den Menschen gerecht? Jedermann antwortet: Nein; die Herrschaft des Menschen ist Nichts, als die Herrschaft des Gesetzes, welches Gerechtigkeit und Wahrheit sein muß. Nichts desto weniger sehen wir, daß den orientalischen Völ-

kern Nichts gerechter erscheint, als der Despotismus ihrer Fürsten, daß den Alten, sogar in der Meinung ihrer Philosophen, die Sklaverei für gerecht galt. Die Idee der Gerechtigkeit ist also nicht immer dieselbe geblieben, die sie heute ist: sie hat sich unaufhörlich entwickelt und das einzige Hinderniß, welches ihrem endlichen Siege im Wege steht, ist die Herrschaft des Eigenthums, welche wir bewahrt haben.“

Proudhon hat zwar noch nicht die Herrschaft des Eigenthums dargestellt, er hat auch ebensowenig gesagt, was er unter Gerechtigkeit verstehe: aber dies hindert ihn nicht, plötzlich den Begriff der Gerechtigkeit der Herrschaft des Eigenthums gegenüber zu stellen. Wahrscheinlich wird er nun Sorge tragen, daß beide in den Wendungen des Kampfes ihr wahres Wesen verrathen und zeigen, was sie sind.

Womit läßt er den Kampf beginnen? Er stellt sogleich wieder beide zusammen: er verzweifelt also an der Möglichkeit eines Kampfes zwischen der Gerechtigkeit und dem Eigenthum; er formulirt eine Frage, die er zu lösen und deren Lösung er zu beweisen verspricht. Durch dieses Versprechen zeigt Proudhon am besten, wie abstract, starr und unbestimmt sein Begriff der Gerechtigkeit ist: denn wäre er etwas Bestimmtes und nicht bloß ein vorgestelltes Ideal: so müßte er fähig sein, einen Kampf gegen andere Bestimmtheiten einzugehen und Proudhon würde nicht nöthig haben, immer wieder mit vielem Poltern auf ihn zurückzukommen, um zuletzt eine Frage aufzuwerfen und das bescheidene Geständniß abzulegen, er müsse erst zusehen, wie er die ganze Frage löse und die Richtigkeit dieser Lösung beweise.

(Fortsetzung folgt.)

Zum neuen Jahre.

Kein froher Gruß zur neuen Jahresfeier! —
Kein Festgesang und helles Becherläuten! —
In Trümmer schlag' ich meine Friedensleier,
Denn jeder fromme Klang stirbt auf den Saiten. —

In Sturmeswolken soll mein Lied erdröhnen,
Aus denen Donner grollend niederwettern;
Ich will mit gellenden Posaumentönen
Den Neujahrswunsch in Eure Ohren schmettern!

Um diese Bahre rottet Euch zusammen,
Die Blut und Thränen grauenvoll befeuchten,
Und laßt der glüh'nden Wahrheit heiße Flammen
In's gräßliche Gesicht dem Todten leuchten;
Und blickt zurück auf seine schwarzen Pfade,
Erfüllt vom Jammer knirschender Millionen,
Vom Neu- und Borgefühl verhöhneter Gnade,
Vom Klageruf zertret'ner Nationen.

Das Blut von Helden, die ihr Volk gerettet,
Raucht an den immer durst'gen Henkerbeilen;
In dumpfen Kerkeru stehen, schwer gekettet,
Die Edlen, die der Menschheit Wunden heilen.
Die Losung zum Verrath ist ausgegeben,
Der Wortbruch hat der Tugend Schein erlogen;
Gewalt erstickt der Freiheit junges Leben
Im eignen Mark, das sie ihr ausgesogen.

Die Feilheit kriecht im gleißenden Gewande
Und leckt dem Uebermuth den Staub vom Fuße;
Der falsche Muth brennt sich das Mal der
Schande
Auf's eigne Haupt und thut in Demuth Buße.

Mit Haß und Zwietracht ist die Welt getränkt,
Die Saat ist ausgestreut zu langen Schmerzen,
Denn Recht und Freiheit werden schön ge-
fränket

Und gährend kocht's in allen edlen Herzen.

Das ist die Erbschaft an des Daseins Schwellen,
Die nun dem neuen Jahre wird zu eigen,
Die Zeit muß es mit frischen Unheilsquellen
Aus ihren giftgeschwollenen Brüsten säugen.
Kein eitler Trost vermag den Schmerz zu
dämpfen,

Den wir geweiht dem kaum gebornen Kinde, —
Ein Trauerloos von Leiden oder Kämpfen
Ist sein verhängnißvolles Angebinde.

Drum wacht und ringt, daß nicht der Geist
erschlafe,
Das heil'ge Recht erduldet keine Beugung,
Und opfert nicht die letzte Siegeswaffe,
Verleugnet nicht den Muth der Ueberzeugung!
Schlagt ihr in's Angesicht, der feilen Lüge,
Und schwingt mit Kraft das Wort, das männ-
lich wahre; —

Der Feigheit Fluch, — dem Muthes
Kränz' und Siege!
Das ist mein Männergruß zum neuen Jahre.

S. R.

F e u i l l e t o n .

Berlin. Bei dem neuen Kriminalgericht werden Gefangene, bei denen eine Entweichung nicht zu befürchten, von Zeit zu Zeit zur Versorgung von Geschäften auf einige Tage ihrer Haft entlassen werden. Auch der bekannte Kaufmann Müller, von dem durch ihn begründeten Lindenklub den Namen „Linden-Müller“ führend ist auf neun Tage aus dem Gefängniß entlassen worden. Die unfreiwillige Muße, die ihm das Gefangenleben gewährt, hat dieser Klubpräsident zu künstlichen Arbeiten aus Brotrinde verwendet. Er hat aus diesem Stoffe zwei Schachspiele geformt, von welchen er das eine dem Justizminister aus Dankbarkeit für die bewilligte Unterbrechung seines Arrestes, das andere dem Redakteur der „Neuen Preuss. Zeitung“ als Entgelt für die Uebersendung eines Frei-exemplars bestimmt hat.

Bologna. Rossini, welcher früher den Fischhandel gepachtet hatte, hat sich gegenwärtig

befördert. Der geniale Maestro und Schöpfer Rosinen's und Desdemonen's handelt mit Schweinen. Die grunzende Fraction, welche nach Bologna getrieben wird, wandert für seine Rechnung auf die Schlachtbank. So will ein Genie in jedem Gebiete Alleinherrscher sein.

Dresden. Der älteste Alterspräsident, seit Methusalem, ist bei Eröffnung des gegenwärtigen Landtages in der „Dresdner Zeitung“ zu sehen gewesen. Dieselbe brachte in Nummer 265 die Rede des Präsidenten Moos mit folgenden Worten: „Er fühle, daß er bei bereits angetretenen achtzigsten Jahrzehnt nicht mehr die genügende Kraft besitze u. s. w.“ Also an die 800 Jahre hat dieser Mann hinter sich! Wie linksch müssen dem alten Herrn unsere jungen Volksbeglucker von gestern vorkommen!

Honduras. Ein amerikanisches Blatt gibt nach der Erzählung eines Reisenden fol-

gende Schilderung des Moskito Königs: „Derselbe trug einen fest aufgestülpten, reich betretenen Hut, rothe Schärpe und große goldene Sporen an den Fersen, im Uebrigen war seine Person, wie die Maler es nennen, ohne Draperie. Er kann höchstens zwanzig Jahre alt sein und war bei jener „Audienz,“ aus welcher die Beschreibung hergenommen, leicht berauscht. Sein Gefolge bestand aus einem einäugigen Tambourknaben und zwei Gentlemen mit Querpfeifen, von denen einer das Amt eines Dolmetschers versah. Der König empfing den Erzähler auf einem leeren Whiskyfaß sitzend und bedeutete ihm, „auf der Erde Platz zu nehmen oder wo er sonst wolle.“ Hierauf wird das Gespräch beider mitgetheilt, im Verlaufe dessen Seine Majestät dermaßen ins Lachen gerieth, daß das Faß unter ihm umstürzte und er platt auf den Boden fiel.

Karlsruhe. Süddeutsche Blätter theilen jetzt, nachdem das Standrecht aufgehoben ist, die Liste der im Großherzogthume Baden durch Pulver und Blei Gemordeten mit. Es sind 1) Max Dortu aus Potsdam, erschossen am 31. Juli zu Freiburg; 2) Elsenhals, am 7. August zu Rastatt; 3) von Biedensfeld, am 9. August zu Rastatt; 4) Friedrich Neff aus Rummingen, am 9. August zu Rastatt; 5) Liedemann, am 11. August zu Rastatt; 6) Heilig, am 12. August zu Rastatt; 7) v. Früksler, am 14. August zu Mannheim; 8) Höfer aus Altneudorf, am 16. August zu Mannheim; 9) Georg Bönning aus Wiesbaden, am 17. August zu Rastatt; 10) H. Kromer, am 17. August zu Freiburg; 11) Zenthöfer aus Mannheim, am 25. August zu Rastatt; 12) Lanzinger, am 25. August zu Mannheim; 13) Minewski (Pole) am 25. August zu Rastatt; 14) Peter Lachner aus Bruchsal, am 28. August zu Mannheim; 15) Jacobi aus Mannheim, am 3. September zu Rastatt; 16) August Stade, am 12. September zu Rastatt; 17) Heinrich Diez aus Schneeberg, am 20. September zu Mannheim; 18) Rüntard aus Constanz und 19) Jäger aus Aglasterhausen, am 22. September zu Rastatt; 20) Bauer, am 7. October zu Rastatt; 21) Valentin Steuber aus Mannheim, am 11. October zu Mannheim; 22) Killmarx und 23) Kohlbecker, am 18. October zu Rastatt; 24) Jansen, 25) Schrader und 26) Bernigau am 20. October zu Rastatt.

Raffel. Welch eine gesuchte Rolle ein Kriegsminister in einem deutschen Kleinstaate spielt, beweist folgende Thatsache: Als vor eini-

ger Zeit der Kurfürst von Hessen dem Obristlieutenant von Urf das Portefeuille des Kriegsministeriums antrug, erwiderte derselbe: „Lieber Steine klopfen!“

Leipzig. In einer Ankündigung der von Louise Otto redigirten Frauenzeitung heißt es, diese habe die Tendenz, „das heilige Feuer der Begeisterung für die höchsten menschlichen Interessen auf den häuslichen Herden zu entzünden und zu hüten, da dies Feuer ja im öffentlichen Leben nicht mehr aufblühen darf und darum geheim gehütet werden muß von den Frauen.“

London. Mit edler Gastfreundlichkeit wurden die letzten flüchtigen Ungarn (36 an der Zahl) in Schottland aufgenommen; man sammelte von allen Seiten Beiträge, um ihnen die Mittel zur Ueberfahrt nach Newyork zu gewähren. Es ist dies ein Benehmen, das gewiß den Geber wie den Empfänger gleich sehr ehrt. Die Ungarn haben nun vor ihrer Abreise noch eine Adresse an die Bewohner von Edinburgh, Leith, Glasgow u. s. w. gerichtet, in der es heißt: „Es ist eins der größten Mißgeschicke, die den Menschen treffen können, daß er sein Vaterland verlassen muß; denn obgleich die Freiheit, dieser himmlische, im menschlichen Herzen unzerstörbare Funke, unter einer andern Zone wiedergefunden werden kann, so kann doch der Verbannte die Reize des Schauplatzes seiner Kindheit nie vergessen. — Doch so unglücklich die auch sein müssen, welche Heimath, Eltern, Familien, Schwestern, Brüder, ihre theuersten Freunde verlassen mußten, welcher Trost war es für sie, hier, so weit von ihrem geliebten Vaterlande, eine so heilige Sympathie, eine so zarte Freundschaft in Denen zu finden, welche das majestätische Recht des Unglücks so tief zu achten verstanden. — Daß wir diese Sympathie in so reichem Maße in dem großen und freien Schottland (welches vor Jahrhunderten, nur mit besserem Erfolge, dieselben politischen und religiösen Kämpfe wie Ungarn bestand) gefunden haben, ist der größte Trost, der uns in unser neues Vaterland jenseits des Oceans begleiten kann. — Wohlan denn, edle Bürger, glückliche und freie Schotten, wir können euer gesegnetes Land nicht verlassen, ohne dem Gefühl in unserem Herzen nachzugeben, indem wir euch unsern wärmsten, wahrsten Dank ausschütten. Wir haben Alles verloren, außer unserer Ehre, und diesen ruhmvollen Schatz habt ihr in der edelsten Weise verstanden und geehrt. Unsern tiefen Dank euch Allen, und besonders den Herren, die ein Comité

bildeten, daß mit so vieler Liebe und unermüdetlicher Thätigkeit wirkte und so große und unerwartete Ergebnisse erzielte, — so wie auch den gütigen und unbekanntenen Damen und Herren, die, in so zarter Weise, uns mit einer so reichen Quantität nützlicher Kleidungsgegenstände und so vielen werthvollen und kostbaren Büchern beschenkten. — Nie, nie wird die Erinnerung so edler Freunde aus unserm Busen schwinden können; das Andenken an Sie wird uns neue Energie und Muth für die Zukunft einflößen, und von nun ab wird es unsere Aufgabe sein, uns dieser hochherzigen Sympathie nicht unwürdig zu bezeigen.“ — Die Flüchtlinge haben noch im Laufe des vorigen Monats auf einem der Schiffe der Herren Reid und Murray, der bekannten Spediteure in Glasgow, ihre Fahrt nach Newyork angetreten. Auch hier ist für die Flüchtlinge aufs Liberalste gesorgt worden, wofür besonders den Herren Reid und Murray selbst die vollste Anerkennung zu Theil wird. Die Flüchtlinge haben die Kajüte und ein Verdeckhaus zu ihrer alleinigen Disposition, und auch die übrigen Anordnungen auf dem Schiffe werden sehr gerühmt. (Herr Eisenstein, neue Kommandantenstr. 10, hiesiger Kommissionair des genannten Hauses, ist bereit nähere Auskunft zu ertheilen.)

Paris. In der neuesten Brochüre d'Arincourt's „Platz dem Rechte“ findet sich unter Anderm die folgende Erzählung: Ein Arbeiter Namens Gebe aus dem südlichen Frankreich im Departement Tarn, hatte zwei dänische Hunde mit Sorgfalt aufgezogen; und sie waren der Gegenstand der öffentlichen Bewunderung. Ein Kenner sagte zu deren Besitzer: „Sie haben ein Paar Hunde, die würdig wären, einem Könige zu gehören.“ Diese Worte ergriffen den Arbeiter. „Nun wohl,“ sagte er sogleich zu sich selbst, „sie sollen dem Könige gehören.“ Und am folgenden Tage reiste er ab. Wie? Zu Fuß. Wohin? Nach Frohsdorf. War er von der Entfernung unterrichtet? Nein. Er wußte bloß, daß er weit, sehr weit, außerordentlich weit nach Norden zu gehen hatte. Dieser neue Pilgrim der monarchischen Zeiten fürchtete nur eins, nämlich daß seine treuen Reisegefährten unterwegs ermüden möchten. Sie hatten ja seinen Gedanken nicht und konnten seinen Muth nicht haben. — Er kam in Paris an. Es war ohngefähr vor 2 Jahren. Er ging vor den Tuilerien vorüber, worin damals ein Monarch lebte. „Meine Dänen werden anderswohin gehen,“ sagte Gebe, indem er den Kopf wandte; „der König von Frankreich ist nicht da.“ — Er blieb einige Tage in Paris, um

sich auszuruhen. Der Zufall wollte, daß der Herzog von Nemours von der außerordentlichen Schönheit der reisenden Hunde reden hörte, und ihm für dieselben 500 Fr. bieten ließ. Gebe fing an zu lachen und sagte mit Geringschätzung: „Er wird sie nicht haben; ich verkaufe sie nicht, ich verschenke sie und ich gebe sie demjenigen, der ein Recht darauf hat.“ — Er reiste nun nach Deutschland ab. Er hatte Frankreich durchreist; er durchreiste Belgien und Preußen. Unermüdet in seinem Marsche gelangt er auf das rechte Rheinufer. Wie viele Meilen und wie viel Fatiguen! . . . Aber die Dänen befinden sich wohl; sie setzen ihren Marsch fröhlich fort und Gebe konnte sich nicht beklagen. — Unterwegs verliert er seine Papiere; das ist nicht mehr in Ordnung und man verhaftet ihn. Wieder neue Leiden, neue Hindernisse; aber man trennte ihn nicht von seinen Dänen; seine Kraft nahm nicht ab. Er vertheidigte seine Sache und die ihrige. Man bewundert sie alle Drei und alle Drei wurden frei gegeben. Er betritt den Boden Oesterreichs; er hält sich nicht in Wien auf; seine Schuhe waren fast abgenutzt; er ist mager, blaß, erschöpft: er schleppte sich nur noch mit Mühe fort; er kommt endlich in Frohsdorf an und steht nun vor seinem Fürsten.

„Monseigneur,“ sagte der Arbeiter mit zitternder Stimme, indem er ihm seine Hunde übergab und glücklich durch alle seine Bemühungen, „man hat mir gesagt, daß sie eines Königs würdig wären. Nun gibt es in meinen Augen nur einen König, und ich bin dahin gekommen, wo er ist.“ — „Und sehr weit?“ fragte der Prinz. „O ja,“ erwiderte der Arbeiter, „ich habe, ich weiß nicht wie, viel Länder, Wälder, Dörfer, Städte und Königreiche durchwandert. Ich kann nicht mehr, doch das ist einerlei, meine Dänen sind im guten Stande. Sie sind das Liebste, Theuerste, was ich auf der Erde besitze. Diese Hunde werden Sie lieben, wie ich dieselben liebe. Sie werden treu sein, wie ich. Nehmen Sie dieselben an, Monseigneur?“ „O ganz gewiß!“ sagte der Prinz. — Plötzlich füllten sich die Augen des Arbeiters mit Thränen; seine Stimme erlöschte, seine Knie wanken. — „Es ist die Ehrfurcht,“ sagten die Einen. „Es ist Ermüdung,“ sagten die Andern. „O nein, es ist vom Glück,“ sagte Gebe. Hinrich V. umarmte seine Dänen.

Paris. Im siebzehnten Jahrhunderte war in Frankreich das Burlesque (Niedrig-Bossenhafte) so allgemein beliebt, daß ein Buch, welches dieses Wort nicht auf dem Titel führte, gar nicht abgehen wollte. Daher mußte ein Dichter, welcher über die christliche Vorbereitung zum Tode geschrieben hatte, en vers burlesque

auf den Titel setzen, und eben so gab es eine *Passion de Jesus Christ en vers burlesques*.

Petersburg. Die Stempelgebühr abgerechnet, kostet gesetzlich die Durchführung eines Prozesses bis zu dessen letzter Entscheidung die Parteien in Rußland keinen Kopeken. So will es das Gesetz! Wie wird es aber gehandhabt? Bei der geringsten Beschwerde, die der Kläger einreicht, findet schon der sie in Empfang nehmende Actuar oder Secretair, daß die Form gänzlich verfehlt sei, und erbietet sich sehr artig zu einer regelrechten Abfassung. Das ist nicht mehr noch minder als ein indirectes Gesuch um zwanzig Rubel Banco. Der in die Verhältnisse nicht Eingeweihte, der die Abfassung seiner Bittschrift — denn dort ist Alles „Bittschrift“ — in gehöriger Ordnung findet und auf deren Annahme besteht, kann versichert sein, daß seine Eingabe in gehöriger Ordnung — ad acta gelegt wird; der Eingeweihte aber wartet diese bedeutsame Kritik seiner „Bittschrift“ nicht ab, sondern fügt ihr sofort die rectificirenden zwanzig Rubel bei, — und die Sache geht ihren Gang; nur ist zu bedauern, daß der geringste Prozeß wohl zwanzig und mehr solcher „Bittschriften“ erfordert, deren jede erst einem Encouragement von zwanzig Rubeln ihr Entstehen verdankt, wodurch oft die Summe eines vollständig gewonnenen Prozesses, ohne alle gerichtlichen Kosten, die Höhe der gehaltenen Monitorungs-Spesen nicht zur Hälfte erreicht. Gehen die Beamten bei diesem Verfahren von dem moralischen Grundsatz aus, dem Volke das Prozeßiren zu verleiden und es so viel als immer möglich auf den Weg des gütlichen Vergleiches hinzuweisen, so erreichten sie vollkommen ihren Zweck. Sprüchwörtlich ist es in Rußland: Recht bekommt Jeder — der es erlebt; und in der That ist sein Recht erkämpfen oft minder schwer, als das Erkämpfte zu erhalten. So hatte Jemand einen Prozeß in aller Form gewonnen, aber in Besitz des Urtheils zu kommen gelang seinen angestrengtesten Bemühungen nicht. Endlich nahm er seine Zuflucht zur List; er suchte den Referenten in seiner Sache auf, trug ihm sein Gesuch vor, und nachdem er sich von demselben ausführlich die Schwierigkeiten hatte erzählen lassen, die bei den gedrängten Geschäften der Erfüllung seines Wunsches sich entgegenstellten, zog er die Briestafel hervor, nahm ein Päckchen Bankno-

ten heraus, riß es von oben nach unten in der Mitte durch, und die eine Hälfte dem Manne des Rechtes überreichend, sagte er: da jeder Hälfte die an der andern Seite gleiche Nummer fehlt, so nützen sie uns Beiden nichts; meine Hälfte gebe ich verloren, bei Ihnen steht es, der Ihrigen die volle Baluta zu verschaffen. — Andern Tages empfing er den Besuch eines sehr freundlichen Mannes, der ihm den wohlwollenden Vorschlag machte, das mitgebrachte, rechtskräftig ausgefertigte Urtheil gegen die ungültig gewordene Hälfte nichts bedeutender alter Banknoten auszutauschen.

Wien. Der Nefte des großen deutschen Dichters und Sohn des königlich württembergischen Oberforstmeisters Schiller, der Offizier im k. k. Kürassierregimente König von Sachsen ist, hat den ganzen Feldzug in Ungarn mitgemacht und ist bereits zum Major avancirt; als Belohnung seiner Verdienste um die verbrecherische Unterdrückung der Freiheit und der Völkerrechte hat er einen Orden erhalten. Der hat's weiter gebracht als sein Oheim!

Wien. k. k. priv. Carl-Theater. Am 1. Januar bei großer Beleuchtung zum ersten Male: Der Orang-Utang. Schauspiel mit Musik und Gruppierungen in zwei Akten. Hierauf: Zwölf Mädchen in Uniform.

Wurzen. Auf Ansuchen des preussischen Ministeriums war neulich Diaconus Magister Möbius aus Wurzen vor die Schranken des Gerichtes geladen. Im November v. J. hat Möbius in dem preussischen Nachbarstädtchen Eilenburg bei einer Volksversammlung gesprochen. Er sollte gegen die Steuerverweigerung und namentlich von dem damaligen politischen Zustande in Preußen als von einem Feuer gesprochen haben, daß er zu schüren gekommen wäre, und in welchem „Feuer Mantel verbrannt müßte.“ Magister Möbius gab zu, die Worte gesprochen zu haben, aber mit einer andern Orthographie. Er habe gesagt: „und in welchem Feuer man Teufel verbrannt müßte!“ Die Zeugen wurden herumgequält, sich auf den Accent zu erinnern, wie ihn der Angeklagte entweder auf „man“ oder auf „Teufel“ gelegt habe. Natürlich, daß die Zeugen nach einem Zwischenraume von mehr als einem Jahre auf diese Besonderheit sich nicht mehr erinnern konnten. Das Magisterlein ward absolvirt.

Verantwortlicher Redacteur: **G. Casper.**

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig. - Druck von Alexander Wiede.